

Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **85 (2008)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REZENSIONEN

Peter KURMANN (dir.), *La Cathédrale Saint-Nicolas de Fribourg. Miroir du gothique européen*, Lausanne/Fribourg, 2007, 254 p., ill.

Zum 850. Jahresjubiläum der Stadt Freiburg hat auch die Kathedrale St. Nikolaus eine Art Festgabe erhalten: ein schön illustriertes Buch, das sich sowohl an ein breites Publikum als auch an die Fachwelt richtet (S. 5) und sowohl in deutscher als auch französischer Sprache vorliegt (unsere Bemerkungen beziehen sich auf die deutsche Ausgabe). Das Buch entstand unter der wissenschaftlichen Leitung von Peter Kurmann, Ordinarius für mittelalterliche Kunstgeschichte an der Universität Freiburg, und ist in sechs Teile gegliedert, die dem historischen Rahmen, der Architektur, der Bauskulptur, der Glasmalerei, der Ausstattung sowie den Glocken und Orgeln gewidmet sind. In der Einführung weist der Herausgeber darauf hin, dass die Nikolauskirche und insbesondere ihr Turm für eine Pfarrkirche eigentlich zu gross und für eine «richtige» Kathedrale zu klein sei (S. 7). Ausserdem sei, etwa im Vergleich mit Luzern und Solothurn, erstaunlich, «dass die Hauptkirche eines katholisch gebliebenen Standes der alten Eidgenossenschaft im Konfessionellen Zeitalter ihren gotischen Charakter in vollem Umfang bewahrt» habe (S. 8). Offenbar verkörperte die Gotik (ebenso wie die Nachgotik und die Neugotik) gewissermassen «die Einheit der Christenheit vor der Konfessionalisierung» (S. 109). Den historischen Rahmen stecken Hans-Joachim Schmidt, Volker Reinhardt und Francis Python ab, wobei Schmidt die Geschichte der Kirche bis zu deren Erhebung zur Kathedrale 1924 verfolgt. Volker Reinhardt versteht die religiöse und kirchliche Entwicklung Freiburgs geradezu als «Musterbeispiel katholischer Konfessionalisierung» und seinen Beitrag als Prolegomena zu einer entsprechenden Untersuchung (S. 30).

Der zweite Teil der Buches, welcher der Architektur gewidmet ist, wird von Stephan Gasser, Marc Carel Schurr und Peter Kurmann bestritten.

Dabei setzt Stephan Gasser sich mit dem Baubeginn 1283 auseinander und kommt (gegen Eugen Isele) zur Ansicht, dass dieses Jahr absolut plausibel sei und dass die Bürger von Freiburg den Bau vielleicht sogar unternommen hätten, um das Patronatsrecht der Kirche zu erlangen. Es trifft zwar zu, dass die Freiburger Bürger damals, zu Beginn der habsburgischen Stadtherrschaft, das Patronatsrecht vorübergehend nicht ausübten, aber angesichts der Bestimmungen der Handfeste von 1249 ist wahrscheinlich verfehlt, davon zu sprechen, dass die Stadt vorher nur eine «Subpräsentationsrecht» besessen hätte. Sicher ist, dass die Ambitionen der Bürger recht hoch gingen, denn mit der Einführung eines Triforiums «liebäugelte, ja konkurrierte man in Freiburg [...] mit den grossen Kathedralen in Lausanne und Genf» (S. 53). Peter Kurmann seinerseits setzt sich in diesem Kapitel mit zwei Turmrissen auseinander, die heute im Staatsarchiv Freiburg liegen und die um die Mitte des 15. Jahrhunderts von Freiburg i. Br. nach Freiburg i. Ü. gebracht worden sein sollen. Kurmann hält die beiden Risse dagegen für Originale (oder Kopien von Originalen) aus der Zeit um 1300, die bereits zur Zeit des Baubeginns der Nikolauskirche (Ende des 13. Jahrhunderts) von Strassburg nach Freiburg gekommen seien und ein alternatives Angebot für eine hier auszuführende Turmlösung darstellten (S. 74). Kurmann meint auch, dass der Turm der Freiburger Nikolauskirche Torso geblieben sei, denn es gebe «ein untrügliches Indiz dafür, dass ein auf der Mauerkrone sitzender Helm zum Himmel hätte ragen sollen. Das sind die Durchgänge, die in den acht grossen Fialen eingelassen sind, welche die Plattform umstehen» (S. 89).

Das dritte Kapitel ist der Bauskulptur gewidmet. Hier befassen sich Stephan Gasser mit dem Südportal (einem «Meisterwerk der narrativen Kunst») und Peter Kurmann mit dem Gerichtsportal («ein ikonographisches Pasticcio») sowie mit der Grablegung Christi, einem Werk von europäischer Bedeutung. Als Stifter kommt Johannes Mossu in Frage, der zusammen mit seiner Familie in die Freiburger Waldenserprozesse von 1399 und 1430 involviert war, und entsprechend könnte das Heiliggrab ein Werk der Wiedergutmachtung und der zu beweisenden Orthodoxie sein (vgl. S. 153). Damit ist allerdings schwer in Einklang zu bringen, dass das Masswerkfenster der Mossu-Kapelle der Parler-Gotik angehört und deshalb, wenn die Kapelle erst in den 1430er Jahren entstanden ist, damals schon «veraltet» war. Für Kurmann ist es «durchaus auch denkbar, dass in den späten 1420er Jahren ein Insider der parlerisch geprägten Prager Dombauhütte, der diese wegen hussitischen Wirren verlassen haben könnte, das Vorlagenmaterial direkt aus der böhmischen Metropole nach Freiburg brachte, wo es dann, obschon «veraltet», in die Realität umgesetzt wurde» (S. 153). Kurmann bemüht dafür die «europaweiten Handelsbeziehungen

der Freiburger Kaufleute», aber angesichts der Tatsache, dass Waldenser und Hussiten in den 1420er Jahren in engem Austausch standen und teilweise sogar miteinander verwechselt wurden, könnte damals tatsächlich «ein Insider der parlerisch geprägten Prager Dombauhütte [...] das Vorlagenmaterial direkt aus der böhmischen Metropole nach Freiburg» gebracht haben.

Ein weiteres Kapitel gilt der Glasmalerei. Uta Bergmann befasst sich mit den historisierenden Fenstern aus der Kirche von Carignan, die 1876 über den beiden Seitenportalen der Nikolauskirche eingesetzt wurden; Valérie Sauterel aufgrund der umfassenden Monographie von Hortensia von Roda mit dem Fensterzyklus von Józef Mehoffer und Brigitte Kurmann-Schwarz mit den von Alfred Manessier in den Jahren 1974–1988 für die Heiliggrabkapelle, für die Obergaden des Mittelschiffes und die Rose des Turms geschaffenen Fenstern. An Ausstattungsgegenständen kommen zur Sprache: die mittelalterlichen Reste der liturgischen Einrichtung (Triumphkreuzgruppe, Chorgitter, Taufstein, Kanzel), das Chorgestühl, die Gewölbemalereien der Heiliggrabkapelle, die Altäre des Barocks und der Neugotik sowie vier ausgewählte liturgische Geräte aus dem Kirchenschatz (Peter Kurmann, Brigitte Kurmann-Schwarz, Stephan Gasser). Ein letztes Kapitel ist den Glocken und Orgeln gewidmet (Matthias Walter und François Seydoux). Fast alle fotografischen Aufnahmen stammen von Yves Eigenmann, was der Ikonografie einen einheitlichen Charakter verleiht. Alles in allem ein schönes Geburtstagsgeschenk für die Nikolauskirche, deren Anfänge in die Stadtgründungszeit zurückgehen.

KATHRIN UTZ TREMP

Romain JUROT *Catalogue des manuscrits médiévaux de la Bibliothèque cantonale et universitaire de Fribourg*, Dietikon-Zürich, Urs Graf Verlag, 2006, 352 S., Abb.

Unter den zahlreichen Schätzen, die von der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg, im Folgenden kurz KUB genannt, gehütet und gepflegt werden, sind die mittelalterlichen Handschriften zweifellos einer der wertvollsten. Ihre Erschliessung in einem wissenschaftlich fundierten Katalog war ein mehr als hundert Jahre lang gehegtes Desiderat, das sich im 20. Jahrhundert nicht mehr erfüllen liess. Erst zu Beginn des neuen Jahrtausends konnte das Projekt aufgegleist werden, das mit dem Erscheinen des Katalogs im Jahr 2006 einen überzeugenden Abschluss gefunden hat,

wie KUB-Direktor Martin Good in seinem Vorwort feststellt: «Avec la parution de cette œuvre magistrale de Romain Jurot, une longue histoire riche en péripéties trouve une issue heureuse» (S. 11).

In 440 Exemplaren gedruckt und gediegen ausgestattet – ein Leineneinband ist heute keine Selbstverständlichkeit mehr –, ist der Band ein ebenso unentbehrliches wie zuverlässiges Arbeitsinstrument, das natürlich den Blick in die Originale nie zu ersetzen vermag, doch diesen Blick vorbereitet und in die richtigen Bahnen lenkt. In Anbetracht der raschen Veränderungen im Informatikbereich, die dazu führen, dass die Zugriffsmöglichkeiten auf Nachschlagewerke vom eigenen Rechner aus immer zahlreicher werden, ist zu wünschen, dass dieses Verzeichnis auch einmal online zur Verfügung steht; die KUB hat dies denn auch in Aussicht gestellt. Nicht von ungefähr heisst es in Artikel 22 Absatz 3 des Gesetzes vom 2. Oktober 1991 über die kulturellen Institutionen des Staates, es sei Aufgabe der KUB, «Handschriften, die zum kulturellen Erbe des Kantons Freiburg gehören, zu erwerben, aufzubewahren, zu verzeichnen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen». Sieht man einmal davon ab, dass der deutsche Begriff «verzeichnen» das französische «recenser» nur unvollständig wiedergibt, kann man heute kaum mehr über das Faktum hinwegsehen, dass sich die «Öffentlichkeit» in letzter Zeit unversehens um eine virtuelle Dimension erweitert hat, ohne dass der zitierte Artikel deshalb revisionsbedürftig wäre oder nach sechzehn Jahren seine Aktualität verloren hätte: in unserer schnelllebigen Zeit ein erstaunlicher Befund.

Der Aufbau des Bandes über die mittelalterlichen Handschriften der KUB folgt dem bewährten Modell der Handschriftenkataloge des für seine sorgfältigen Editionen bekannten Urs Graf Verlags in Dietikon: Auf eine reich illustrierte Einleitung zur Geschichte der Handschriftensammlung, zu den textspezifischen Schwerpunkten und den Zimelien der Sammlung folgt der eigentliche Katalogteil mit 181 präzisen, möglichst knappen, doch umfassenden Beschreibungen. Erschlossen wird der Band durch ein Kreuzregister mit Einträgen zu Verfassern, Namen, Orten und Sachen, einen Index der lateinischen und neusprachlichen Initien sowie eine Übersicht über die Bibliotheksstempel der KUB.

Die Entstehung der Handschriftensammlung der KUB hängt unmittelbar mit der Aufhebung der freiburgischen Klöster im 19. Jahrhundert zusammen. Die Mehrzahl der Handschriften stammen aus dem Zisterzienserkloster Hauterive/Altenryf, dem Jesuitenkollegium St. Michael, der Kartause La Part-Dieu bei Bulle und dem Augustinerkloster im Freiburger Auquartier. Die 74 Handschriften aus Hauterive, die den Kernbestand der Sammlung darstellen, werden zu Recht als die einzige erhaltene mittelalterliche Mönchsbibliothek der Westschweiz bezeichnet und haben deshalb eine Bedeutung, die weit über die Kantonsgrenzen hinausreicht.

Die Einleitung befasst sich zunächst mit der Bestandsgeschichte der in der KUB bewahrten mittelalterlichen Handschriften sowie mit ihrer Erforschung und Erschliessung seit dem 19. Jahrhundert. Dabei liegen besonders die Anfänge im Dunkeln: «L'état catastrophique des sources disponibles complique singulièrement le travail visant à retracer les débuts et le développement du fonds des manuscrits de la BCU» (S. 13). Einzig der zweite Band des Bibliothekskatalogs von 1855, den der damalige Bibliothekar, Abbé Meinrad Meyer, zusammengestellt hat, enthält einige wertvolle Angaben, aus denen sich unter anderem die ursprüngliche Zusammensetzung des Fonds erschliessen lässt (S. 14).

In den fast 150 Jahren ihres Bestehens konnte die KUB den Handschriftenbestand nahezu verdoppeln, was ebenso erstaunlich ist wie das Faktum, dass für mehr als 20 neu hinzugekommene Manuskripte keinerlei Hinweise über den Zeitpunkt und die näheren Umstände ihrer Erwerbung vorliegen. Der umfangreichste Zuwachs erfolgte erst vor kurzem, im Jahr 2004, als die Schweizer Kapuzinerprovinz dem Staat Freiburg die Bibliotheken ihrer Klöster in Freiburg und Bulle schenkte, insgesamt 18 000 Bände, darunter 12 mittelalterliche Handschriften und 152 Inkunabeln.

Im zweiten Teil seiner Einleitung geht Romain Jurot näher auf die Altenryfer Handschriften ein und stellt das Skriptorium sowie die Bibliothek des Klosters vor. Insgesamt kann man 92 mittelalterliche Handschriften mit der Abtei in Verbindung bringen. Da ein Katalog der ehemaligen Klosterbibliothek fehlt, lässt sich nur spekulieren, wie die Mönche ihre Sammlung aufbauten und erweiterten. Ein absolutes Unikum ist das zisterziensische Brevier L 64, das zwei Besonderheiten aufweist: Zum einen befindet sich in der Innenseite seines vorderen Einbanddeckels eine Vertiefung, in die ein Zwicker gelegt werden konnte, und zum anderen bewahrt das Museum für Kunst und Geschichte ein Lederetui aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, dessen genaue Funktion man nicht eindeutig zu rekonstruieren vermochte, das aber zweifellos als Transportbehältnis für das Brevier diente. Um das Etui läuft in grossen gotischen Buchstaben die deutsche Inschrift «Maria hilff». All diese Elemente vermitteln uns einen kleinen, doch anschaulichen Einblick in das Alltagsleben eines damaligen Mönchs.

Die letzten Seiten der Einleitung sind eigentlich ein in sich geschlossenes Dossier, das Romain Jurot mit fast kriminalistischem Gespür zusammengetragen hat. Es geht um eine bisher unbekannt Episode aus dem Leben und der Sammeltätigkeit des Büchersammlers Sir Thomas Phillipps (1792–1872). Als sich der englische Baronet in den Jahren 1822–1823 auf einer Art «Grand Tour» in Bern aufhielt, nutzte er die Zeit, um private und klösterliche Bibliotheken zu besichtigen und «antiquities» zu erwerben: alte Objekte, Drucke, aber auch Handschriften.

In Hauterive gelang es ihm, den Abt zu überreden, ihm den *Liber Donationum* für eine geplante Veröffentlichung zu überlassen. Obwohl aus dem Editionsprojekt nichts wurde, kehrte die Handschrift nie in den Kanton Freiburg zurück; stattdessen wurde sie nach Phillipps' Tod in seine Bibliothek integriert. Als diese verkauft und in alle Winde zerstreut wurde, gelangte das für die Altenryfer Klostersgeschichte elementare Buch auf Umwegen in die Königliche Bibliothek in Berlin. Auch wenn das Original weiterhin nur in der Staatsbibliothek zu Berlin der Stiftung Preussischer Kulturbesitz eingesehen werden kann, ist uns der Inhalt seit vielen Jahren bestens zugänglich dank der verlässlichen kritischen Edition des Liber, die Ernst Tremp 1984 in Lausanne veröffentlicht hat.

In Freiburg liess sich Phillipps im Kollegium St. Michael Handschriften zeigen, die ihm interessant erschienen, ohne dass er die Jesuiten zum Verkauf zu bewegen suchte. Erst etwas später schickte er einen Berner Antiquar als Strohmann, der für den Baronet 58 wertvolle Drucke aus dem 15. und 16. Jahrhundert für insgesamt 140 Franken erwarb. Des Weiteren besuchte der Sammler das Augustinerkloster und die Magerau, aber auch den Chorherrn Fontaine und die Witwe des Freiburgers Patriziers Joseph von Praroman, der er für 100 französische Franken zwei historische Handschriften abkaufte.

Der eigentliche Katalogteil des hier vorgestellten Bandes umfasst 264 Seiten, deren grosszügiges Layout zwar äusserst leserfreundlich ist, doch die Lektüre aufgrund der Fülle und Dichte der gelieferten Informationen kaum erleichtert. Dank der lebenden Kolumnentitel kann man sich immerhin nicht verirren. Beschrieben werden 181 Handschriften, wobei für 57 liturgische Handschriften lediglich auf das immer noch aktuelle Verzeichnis verwiesen wird, das Joseph Leisibach 1976 im ersten Band der Reihe *Iter Helveticum* vorgelegt hat.

Den Anfang macht Ms. L 1, ein *Novum Testamentum* auf Pergament, das in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, vielleicht in Hauterive selbst, entstanden ist (S. 47). Die wissenschaftliche Beschreibung, deren Lektüre einen Laien überfordern könnte, umfasst stets dieselben Elemente: Lagen und Folierung, Einrichtung und Ausstattung, Korrekturen und Hinzufügungen, Einband, Herkunft, Besitzer, Literatur sowie Inhalt.

Die Handschrift L 34 enthält eine Ausgabe der *Legenda aurea* (*Goldene Legende*) von Jacobus de Voragine, der im Mittelalter am weitesten verbreiteten Sammlung von Heiligenviten. Im 14. Jahrhundert vermutlich im Augustiner-Chorherrenstift Interlaken geschaffen, befand sich die Handschrift in Hauterive, bevor sie 1848 in die KUB gelangte. Ihr Schmuck lässt sich mit einer Zürcher Werkstatt in Verbindung bringen (S. 97). Die Handschrift L 51, eine weitere Sammlung von Heiligenlegenden, zu denen Exem-

pla hinzukommen, wurde 1473 vom damaligen Pfarrer von Courtion (FR) und späteren Rektor der Liebfrauenkirche in Freiburg, Jakob Trompetta, auch Tubicen genannt, kopiert. Über den Sohn des Kopisten, der Prior in Hauterive war, gelangte das Manuskript nach Altenryf (S. 104–108).

Hinter der Signatur L 71 verbirgt sich eine herrliche *Biblia Sacra*, die als «Bibel von Hauterive» bekannt ist. Anfang des 12. Jahrhunderts in Oberitalien geschrieben, wurde der Text etwas später in einer Werkstatt der Ile de France (Atelier de Blanche?) mit etwa fünfzig illuminierten Lettern geschmückt, von denen zwei (der hl. Hieronymus in seiner Schreibstube und die Erschaffung der Welt) bereits im imaginären Freiburger «Kunstmuseum» der Zeitschrift *Fribourg artistique* von 1909 (Tafel 13) abgebildet sind. In Hauterive ist die Bibel seit dem 14. Jahrhundert bezeugt, ohne dass man weiss, wie sie dorthin gekommen ist. 1993 wurde die Handschrift sorgfältig restauriert (S. 131–134).

Neben häufig kopierten Texten enthalten die mittelalterlichen Handschriften der KUB auch einige Raritäten. So umfasst die Sammelhandschrift L 302, die aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert, neben der *Summa super Decretum* (um 1180) des Bischofs Sicardus von Cremona und *De planctu naturae* (1168–1176) des Scholastikers und Zisterziensers Alanus ab Insulis (Alain von Lille) eine Teilausgabe der *Naturgeschichte* von Plinius dem Älteren (77 n. Chr.), einer 37-bändigen Enzyklopädie, die das naturkundliche Wissen ihrer Zeit zusammenfasst und eine unschätzbare Quelle für die Altertumsforscher darstellt. Auf dem letzten Blatt findet sich zudem eine Liste der Altenryfer Äbte von den Anfängen bis 1302 (S. 175–177).

In der 1987 restaurierten Handschrift L 56, die im 13. Jahrhundert vermutlich in Hauterive geschrieben wurde, ist – ebenfalls eine Rarität – eine Auswahl von Predigten des englischen Zisterzienserabtes Aelredus Rievallensis oder Aelred von Rievaulx (1110–1167) vereint, der neben Bernhard von Clairvaux, Wilhelm von Saint-Thierry und Gueric von Igny zu den bedeutendsten Schriftstellern des Zisterzienserordens und zu den namhaftesten Theologen des Hochmittelalters zählt (S. 120–123).

Zum Abschluss dieser knappen und deshalb notwendigerweise willkürlichen Aufzählung sei eine Handschrift erwähnt, die für die Freiburger Historiografie von Belang ist: L 526 datiert aus dem zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts und enthält Memorabilien von Nicod du Chastel, darunter das Original seiner Chronik der Jahre 1435–1452 (S. 230–233). Die Handschrift wurde 1823 von der Familie Praroman an Sir Thomas Philipps verkauft, der sie in England binden liess. Im April 1911 ersteigerte sie der Regensberger Sammler und Gründer des Schweizerischen Landesmuseums, Dr. Heinrich Angst, der sie 1919 durch Vermittlung von Albert Büchi der KUB schenkte. Nicod du Chastel (de Castro, auch Bergier ge-

nannt) war Geistlicher an der St. Mauritiuskirche in Murten sowie Rektor der Liebfrauenkirche und Seelsorger des Bürgerspitals in Freiburg. Die Handschrift umfasst neben der Chronik, die Büchi 1920 publizierte, das Rechnungsbuch des Verfassers mit handschriftlichen Einträgen von 1444 bis 1462, ein Inventar seines Mobiliars und Hausrats vom 28. August 1451 und die Aufzeichnung eines Traums seines Neffen Nicod Adam. Dem Onkel muss dieser Traum von einem Mann, den ein Riesenschwarm zahmer Rebhühner begleitet, so bedeutsam erschienen sein, dass er ihn notierte – was uns heute Gelegenheit gibt, über die (Wunsch-)Träume der Freiburger im 15. Jahrhundert nachzudenken.

HUBERTUS VON GEMMINGEN

Leben im Kloster Hauterive, Fotos Paul Joos, Freiburg, Paulusverlag 2006, 128 S.

Das Kloster übt auf die Welt mehr denn je eine grosse Anziehungskraft aus. Dabei gibt es nichts Gegensätzlicheres als die säkularisierte westliche Gesellschaft unserer Tage, in der Beliebigkeit und Kurzlebigkeit vorherrschen, und die strenge, auf viele Jahrhunderte gründende Tradition mönchischen Lebens. Es ist wohl gerade dieser Gegensatz, der die Menschen anzieht. Im Kloster suchen sie die verlorenen Werte: Ruhe, Kraft, Halt. Die Männer und Frauen, die der Welt entsagen und im Kloster leben, werden als etwas Besonderes betrachtet, man begegnet ihnen mit Respekt, mit verhaltener Bewunderung, aber auch mit Neugierde. Wie sieht der Alltag der Mönche aus, wie leben sie jenseits des Gottesdienstes, an dem auch die Laien teilnehmen können?

Den indiskreten Blicken der Welt suchen sich die Mönche geschlossener Klöster zu entziehen. Die Klausur bietet ihnen Schutz vor voyeuristischer Zudringlichkeit. Schon der grosse Abt von Cluny Petrus Venerabilis (1122–1156) schob in seinen Statuten dem Besichtigungstourismus in den inneren Bezirken des Klosters einen Riegel. Die Mönche sollten ihre täglichen Arbeiten ebenso wie ihre Gebete und Frömmigkeitsübungen abgeschirmt und ungestört von den verständnislosen Blicken der Laien verrichten können. Auf der anderen Seite gibt es zu allen Zeiten Gäste im Kloster. In dem engen Beziehungsgeflecht zwischen Kloster und Welt ist gerade heute die Aufnahme von Gästen, die für begrenzte Zeit aus ihrem Leben aussteigen und hinter den Klostermauern Ruhe und neue Orien-

tierung suchen, ein wichtiger Bereich; das Führen eines Gästehauses ist auch für die Klosterökonomie von zunehmender Bedeutung.

In diesem Zwiespalt zwischen Sich Öffnen und Sich Verschiessen befindet sich im hohen Masse das Zisterzienserkloster Altenryf. Die Nähe zur Stadt Freiburg, mit der es von Anfang an enge Beziehungen pflegte, die Lage an der Sprachgrenze zwischen Deutsch und Welsch, die zauberhafte Umgebung und architektonische Geschlossenheit und nicht zuletzt der blühende Konvent ziehen immer wieder Besucher an. Dem Wunsch der zahlreichen Freunde von Altenryf nach einem Bildband über das Klosterleben wollte sich die Abtei nicht entziehen. Sie gewährte dem Fotografen Paul Joos Zutritt zu den innersten Bereichen und erlaubte ihm, während verschiedener Aufenthalte über mehrere Jahre das Innenleben mit dem Auge des Fotografen festzuhalten.

Bei der Wahl von Joss hatte die Abtei eine glückliche Hand: Mit grossem Einfühlungsvermögen und verhaltener Diskretion dokumentiert er den Tageslauf, den Jahreslauf, die feierlichen liturgischen Höhepunkte in der Kirche, die Zusammenkünfte im Kapitel, das gemeinsame Essen, die geistliche Lesung und das Studium, die verschiedenen Arbeiten im Grosshaushalt und in der Landwirtschaft, die Erholungszeit und kunsthandwerkliche Beschäftigungen einzelner Mönche, die menschlichen Begegnungen zwischen den Generationen und mit den Gästen. Dabei vermeidet die gewählte Technik der Schwarz-Weiss-Aufnahmen ohne Blitzlicht das Aufdringliche, sie vermittelt vielmehr eine kühle Distanz, verleiht dem festgehaltenen Augenblick Ernst und Heiterkeit, ohne zu idealisieren. Die Aussenansicht des Fotografen wird bis zu einem gewissen Grad zu einer Innenansicht des Konventes, ohne zu einer Selbstdarstellung zu werden. Dem gelungenen Bildband sind kurze, in Geschichte und Spiritualität einführende Texte von Dominique de Buman, P. Jean-Marie Lussi, Barbara Monteiro, Thierry Carrel, Prior Henri-Marie Couette, Abt Mauro-Giuseppe Lepori, Catherine Waeber und P. Alberich Martin Altermatt vorangestellt.

ERNST TREMP

Charlotte GUTSCHER-SCHMID, *Nelken statt Namen. Die spätmittelalterlichen Malerwerkstätten der Berner Nelkenmeister*, Bern, Benteli Verlag, 2007, 278 S., Abb.

Die vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützte Publikation stellt den Abschluss einer

zwanzigjährigen Forschungstätigkeit dar. Gegenstand der Untersuchung ist die Gruppe anonymer Wand- und Tafelmaler, die ihre Werke mit roten und weissen Nelken oder Rispe «signierten» und zwischen 1480 und 1510 in verschiedenen Werkstätten in Solothurn, Bern oder Zürich ausschliesslich sakrale Bilder schufen. Die Berner Produktion dieser «Malerhandwerker» oder «Grenzgänger» zwischen Anonymität und Individualismus, zwischen Mittelalter und Neuzeit, wie sie Gutscher-Schmid nennt, macht einen grossen Teil des Schweizer Bestandes aus, weshalb die Autorin den bernischen Blickwinkel eingehend beleuchtet.

Ein Vorläufer des Buches war die in enger Zusammenarbeit zwischen der Autorin und Verena Villiger entstandene Ausstellung *Im Zeichen der Nelke. Maler und ihre Bilder um 1500*, die 1996 im Museum für Kunst und Geschichte Freiburg gezeigt wurde und in den Jahren 1996–1998 nach Zürich, Colmar, Bern, Basel, Luzern und Dijon reiste. Als Folge des Nationalfondsprojekts *Die Schweizer Nelkenmeister – Vergleichende kunsthistorische-technologische Untersuchung – Versuch einer Werkstattzuordnung*, 1990–1993, an dem kunsttechnologische Spezialisten des Schweizerischen Instituts für Kunstwissenschaft, Susan Atherly und Charlotte Gutscher-Schmid beteiligt waren, präsentierte diese Schau den neusten Stand der Dinge. Im Jahre 1999 erschien ebenfalls im Benteli Verlag Bern von derselben Autorin und Verena Villiger ein Monografie zum Hochaltar der Franziskanerkirche in Freiburg aus dem Jahr 1480, dem ältesten mit Nelken signierten Werk in der Schweiz: *Im Zeichen der Nelke. Der Hochaltar der Franziskanerkirche in Freiburg i. Ü.* Das Auftreten des ersten Nelkensignets in Bern erfolgte erst 1490, also zehn Jahre nach Freiburg.

Das vorliegende, an ein kunstinteressiertes Publikum gerichtete Buch besteht aus einem reich bebilderten Textteil und einem Katalogteil mit Schwarzweissabbildungen. Darunter befinden sich die äusserst interessanten Infrarotreflektografie-Abbildungen, welche den Unterzeichnungsbefund, das heisst die unter der Malschicht liegenden Unterzeichnungen, den Entwurf und die Handschrift des Künstlers, zeigen und der Forschung neue ikonografische Erkenntnisse oder bisweilen neue Zuordnungen liefern.

Im ersten Kapitel deckt Gutscher-Schmid die Wurzeln der Berner Nelkenmeister in der Basler Malerei auf. Aus der sogenannten Bartholomäus Rutenzweig-Werkstatt besitzt das Freiburger Franziskanerkloster sein bekanntes Meisterwerk. Im Jahr 1479, nach dem Tod des Stadtmalers von Solothurn, Meister Nentz, hatte der Unternehmer Rutenzweig die Weiterführung des Retabels für Freiburg übernommen. Das Dokument einer Zollbefreiung belegt, dass der Hochaltar 1480 über Bern nach Freiburg geführt wurde. Zur Pflege des Beziehungsnetzes zwischen den wichtigen Schweizer Persönlichkeiten diente wohl der Friedenskongress in Freiburg

1476: Da begegneten sich unter anderen der Berner Schultheiss Wilhelm vom Diesbach und der Solothurner Stadtschreiber Hans vom Stall, der in der Entstehungsgeschichte des Freiburger Altars eine zentrale Rolle spielte. Der Basler Bürgermeister Peter Rot, der ebenfalls ein Retabel für die Franziskaner in Auftrag gab, war auch an diesem Kongress zugegen. Das heute im Historischen Museum Basel aufbewahrte Werk weist enge Beziehungen zum Freiburger Werk auf. Ein weiteres Verbindungsglied zwischen Bern und Freiburg ist der Berner Stadtmaler Heinrich Bächler, der für das Freiburger Gerichtshaus die monumentale Darstellung der Schlacht von Murten (heute verschollen, Rekonstruktion nach Stich von M. Martini 1609) schuf. Zur Basler Werkgruppe von Rutenzweig zählt Gutscherschmid das Fragment einer Altartafel mit Christophorus und Petrus im Kunstmuseum Bern, das mit dem Hochaltar in Freiburg verwandt ist.

Das zweite Kapitel zeigt auf, dass die Basler Maler in Bern kein absolutes Neuland betraten. Es beleuchtet die Anfänge einer Maltradition in Bern um 1480 als mögliches Oeuvre von Heinrich Bächler. Das dritte Kapitel ist der ersten Nelkenmeisterwerkstatt in Bern 1490 gewidmet. Gutscherschmid sieht in Paul Löwensprung einen möglichen ersten Meister des Ateliers, der wohl in der Rutenzweig-Werkstatt tätig gewesen war und auch als Meister Paulus in Solothurn belegt ist. Zwei weitere Künstlergruppen sind in der Aarstadt auszumachen: ein zweiter Berner Nelkenmeister um 1490 und die Werkstatt des jüngeren Nelkenmeisters (1490–1500), die in die Blütezeit der Berner Nelkenmeister fällt. Das sechste und siebte Kapitel sind dem umfangreichen Bestand an Wandmalereien im Auftrag der Berner Dominikaner gewidmet (Lettner der heutigen Französischen Kirche, Kapitelsaal). Wandmalereien der Nelkenmeister sind nur in Bern erhalten. Sie bilden den Höhepunkt der Berner Tradition und lassen das Bildungsniveau eines spätmittelalterlichen Bettelordens erkennen. Die schlecht erhaltene Ausmalung der ehemaligen Spitalkirche der Antoniter konnte erst dank den Forschungen rekonstruiert werden. Der umfangreichste, aus dem Spätmittelalter überkommene Zyklus zum Leben des hl. Antonius erhellt das Pflegekonzept für Patienten, die an Mutterkornvergiftung litten. Das neunte Kapitel befasst sich mit der jüngsten Werkgruppe, für die ein neues Zeichen – die Nelken-Rispe – kennzeichnend ist (Illusionsmalerei an der Südwand der Hauptvorhalle des Berner Münsters). Im äusserst interessanten letzten Kapitel konzentriert sich die Autorin nicht auf eine Werkgruppe, sondern untersucht die Schnittstelle zwischen Handwerk und Kunst. Welche Vorlagen, Stempel und Schablonen wurden verwendet? Wie wurden diese umgesetzt? Waren Schablonen für Hintergrundbrokate geschütztes Werkstatteigentum? Welcher Maler arbeitete auch als Fassmaler für Skulpturen? Wie sah das Arbeitskonsortium

um der Dominikaner aus? Dabei wird auch das «Rätsel um Jakob Boden» behandelt, der, zwar schriftlich belegt, aber als «werklos» gilt und eventuell mit dem in Freiburg nachweisbaren Hans Boden verwandt ist. Gemäss Gutscher-Schmid werden gewisse Werke fälschlicherweise Hans Boden zugeschrieben.

Das auf der Dissertation der Autorin aufbauende Buch ist für die wissenschaftliche Fachwelt, aber auch für ein kunstinteressiertes Publikum mit schönen Fotos und eingehenden Texten ansprechend gestaltet. Kleine Details wie der fehlende grafische Einschnitt zwischen Katalogteil und Hauptteil oder leicht verwirrende numerische Verweise auf die Abbildungen des Textteils und diejenigen des Katalogteils (Abb. 1.01, 1–10, Kat. 1.1) sind wohl auf die wissenschaftliche Genese des Buches zurückzuführen und absolut nebensächlich. Ein Register und eine repräsentative Bibliografie schliessen das Werk ab.

Insgesamt bietet Gutscher-Schmids Werk ein umfassendes Referenzwerk über die Werke der Berner, die um 1500 an ihren Gemälden gemalte Nelken anbrachten. Es bildet eine ausgezeichnete Ausgangsbasis für weitere Recherchen und lässt den Leser in spannungsvoller Erwartung der Erforschung der Zürcher und Badener Gruppe zurück. Das «vorläufige Schlusswort zur Nelke», das sich mit der Entwicklung vom Symbol der Nelke zum Malerzeichen befasst und die Hypothese eines eidgenössischen identifikationsstiftenden Merkmals aufstellt, verdient eine gedankliche Weiterführung.

SILVIA ZEHNDER-JÖRG

Christoph PFISTER, *Beiträge zur Freiburger Historiographie des 18. und 19. Jahrhunderts: Guillimann – Alt – Berchtold – Daguët. Mit einem Nachwort von Alain-Jacques Tornare*, [Freiburg], Dillum, 2008, 116 S., 7 Abb.

Die als «Books on demand» im Eigenverlag «Dillum» edierte Schrift über bedeutende Freiburger Geschichtsschreiber ist in vier Kapitel unterteilt. Diese umfassen jeweils eine Biografie des Denkers, eine Beschreibung des Hauptwerks und der Nebenwerke sowie zum Schluss eine Kritik und Würdigung. Das Thema hat den Vorteil, noch wenig behandelt zu sein, wie Alain-Jacques Tornare in seinem Nachwort behauptet: «... erst die vorliegende Studie von Christoph Pfister über den Baron d'Alt fragt von neuem nach der Bedeutung der fremden Kriegsdienste für Freiburg und die Alte Eidgenossenschaft.» Und weiter: «Man möchte meinen, dass gerade Frei-

burg seit alters her einen besonderen Kult des Geheimen pflegt.» Der Autor scheint sich in diese Linie einfügen zu wollen, indem er kein fundiertes wissenschaftliches Werk vorlegt, wie vom Herausgeber postuliert und in der regionalen Presse zelebriert, sondern eine Fantasmagorie über die freiburgischen «Zeitbücher». Pfister glaubt an kein Datum vor dem 18. Jahrhundert: «Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts ist die Geschichte Freiburgs höchst unklar, sind alle Inhalte und Jahrzahlen mit Vorsicht aufzunehmen.» Alle vorher datierten Quellen wurden bewusst zurückdatiert.

Im ersten Kapitel behandelt der Autor das Werk von Jean-Nicolas Berchtold, einem ausgebildeten Arzt (*Dissertation sur le crétinisme* 1843), der vor allem durch seine dreibändige *Histoire du canton de Fribourg*, 1841, 1845–1852, bekannt wurde. Pfister anerkennt ihn als frühen Vertreter der sogenannten kritischen Schule in der schweizerischen Historiografie des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts. Zu Recht sieht er Schwächen in der Verbindung zwischen Vergangenenem und aktuellen politischen Geschehnissen und in der Kompilation von bedeutenden Ereignissen mit unbedeutenden Dokumenten. Die Ungunst des Autors zieht Berchtold auf sich, weil ihm Absurditäten nicht auffallen und er «an die ältere Geschichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit» glaubt. Das zweite Kapitel hat zum Thema Alexandre Daguët und seine *Histoire de la Confédération suisse*, 1879, sowie die *Histoire de la ville et de la seigneurie de Fribourg des temps anciens jusqu'à son entrée dans la confédération suisse en 1481*, 1889. Pfister sieht darin den ersten Versuch, das von Berchtold geprägte Bild der Stadt Freiburg zu überwinden. Es mangle aber an Kritik gegenüber den chronikalischen Quellen und an einem kohärenten Bild des Gegenstandes. Das dritte Kapitel ist dem Baron François-Nicolas d'Alt gewidmet. Sein 1749–1753 erschienenes Hauptwerk *Histoire des Helvétiens* in zehn Bänden stehe für eine von der Obrigkeit gelenkte Aufklärung. Als «wichtiges Zeugnis für das kulturelle und geistige Leben der Stadt am Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts» hebe es sich von den «oft zähflüssig formulierten und überstrukturierten Geschichtswerken der eben vergangenen Zeit der Chroniken» ab. Es markiere «den langsamen Beginn der sicheren Geschichte» und stelle durch die Hervorhebung der Solddienste einen «wichtigen Beitrag für die Diskussion der wahren Gründe der Entstehung der eidgenössischen Bünde dar. Der Schlüssel zum historisch richtigen Verständnis der Schweiz liegt möglicherweise in der Historiographie der Westschweiz verborgen.» Allerdings sei auch da die Erscheinungszeit nicht gesichert: «Vielleicht ist das Druckwerk von d'Alt erst etwa in den 1760er Jahren plausibel anzusetzen.»

Erscheinen die Kapitel zu Berchtold und Daguët noch relativ neutral, obwohl der Autor auch hier schon zum Teil eigene Kommentare und die

wiedergegebenen Aussagen vermischt und geheimnisvolle Anspielungen auf ein bewusstes Wirrwarr der Geschichtsschreiber macht, so übertrifft er sich im Teil zu Guillimann selbst. Es soll eine konventionelle Zeitskala geben, welche die Geschichtsforschung an den Universitäten lehrt – «historische Detailforschung», so Pfister – und eine ihm gemäss plausible Zeitskala, die bei den Chronisten um 1730 einsetzt. Nur die von Pfister und einem Kreis Erleuchteter gepredigte «*Geschichtsanalyse*» kann die Absurditäten der älteren Geschichte klären. Dank ihr seien Rückschlüsse auf die Plausibilität der historischen Inhalte möglich, oder auf den Sinn, der mit gewissen historischen Geschichten verfolgt wurde.

Mittels der «Geschichts- und Chronologiekritik» vermeint Pfister die Freiburger Historiker Guillimann, Techtermann, Molsheim und Rudella richtig einordnen zu können, und zwar in die Jahre um 1740. Dabei werden zum Teil ohne Erklärung Dogmen aufgestellt, die der Leser glauben muss: «Und aus grundsätzlichen chronologiekritischen Erkenntnissen kann Guillimann unmöglich in so früher Zeit gewirkt haben, sondern ist irgendwo in das frühe 18. Jahrhundert zu setzen.» Die verschiedenen Druckdaten des *De Rebus Helvetiorum* – 1598, 1623, 1710, 1735 – machen den Autor stutzig. Der «chronologische Hiatus» zwischen angeblichen Erstausgaben vieler Druckwerke und den Nachdrucken sei riesig und absolut unglaubwürdig: «Durch die verschiedenen Druckorte und die weit gespreizten Erscheinungsjahre sollte Verwirrung gestiftet und die wahre Entstehungszeit der Werke verschleiert werden.» Aus diesen Gründen müssen alle Druckwerke in das 18. Jahrhundert verschoben werden. Dass das *Chronicon* von Tschudi wohl auch nicht in dem im Buchtitel angegebenen Jahr publiziert wurde, sei nur nebenbei erwähnt.

Der Geschichtsschreiber Guillimann habe ein Pseudonym gewählt, weil er als Erster die Freiburger Handfeste erwähne und wohl auch an der Entstehung des Dokuments beteiligt gewesen sei. Guillaume sei eine Anspielung auf den Gegenkönig Wilhelm von Holland, † 1256, der in der Handfeste genannt wird. – Die wissenschaftlichen Aufschlüsse zur Freiburger Handfeste aus dem Jahr 1249, publiziert in der Edition von 2003 (hg. von Hubert Foerster und Jean-Daniel Dessonnaz), ignoriert Herr Pfister grundsätzlich. Wilhelm Techtermann und Guillimann seien identische Autoren, die beide einen Doppelnamen mit Wilhelm und Mann führten. – Paläografische Kenntnisse scheint der Schreiber nicht zu besitzen, denn da würde die Analyse der verschiedenen Handschriften Klarheit reden (mehrere Texte des Staatskanzlers Techtermann befinden sich im Staatsarchiv Freiburg, Guillimann ist nur durch die Publikation bekannt, Pfister will aber eine handschriftliche Quelle in der Stiftsbibliothek Einsiedeln entdeckt haben. Die Handschrift von Rudella ist belegt).

Durch eine historische Fantasy-Brille betrachtet, weiten sich die verdrehten Ausschmückungen immer mehr aus. Rudella sei ebenfalls als Übernahme anzusehen und wohl identisch mit Ryd, dem Beinamen des Berner Chronisten Valerius Anshelm (1475–1547), der ein Symbol für Christus darstelle. So wird denn eine Einheit Guillimann (ca. 1568–1612) – Techtermann (1551–1618) – Rudella (ca. 1530–1588) postuliert, zu der auch Peter von Molsheim (1455 – ca. 1490) gehöre. Diese Schreibstube sei in den späten 1730er Jahren anzusiedeln. – Dass Molsheim ein Jahrhundert vor Guillimann, Techtermann und Rudella lebte, stört Pfister nicht.

Es folgt eine numerologische Abhandlung («Historische Numerologie») mit Anspielungen auf den Vesuv. Freiburg habe sich als Troja am Fuss jenes heiligen Berges verstanden. Zeugen dafür seien die Vespasians-Ortsnamen Agy und Ependes sowie die drei Tore im Freiburger Stadtwappen, die Troja symbolisieren. In gleicher Weise, wie das Datum der Stadtgründung Freiburgs 1157 falsch ist, stimmt die Baugeschichte des Turms der Kathedrale nicht: «Aus Gründen der Evidenz ist der heutige Ort in seiner Struktur kaum vor wesentlich mehr als dreihundert Jahre vor heute gegründet worden. Und nach wenigen Jahrzehnten hat Freiburg das Aussehen gehabt, welches der bekannte Martini-Plan wiedergibt. Das war vermutlich in den 1730er Jahren.»

Liegt es an mangelndem Textverständnis, dass Alain-Jacques Tornare sich zu einem Nachwort zu diesem Buch verleiten liess? Da mutet der Schlusssatz doch geradezu höhnisch an: «Auch wenn man nicht mit allen Schlussfolgerungen des Autors einverstanden ist, wird man doch auf die alten Geister aufmerksam, welche die unvoreingenommene Sicht auf die Vergangenheit versperren.»

SILVIA ZEHNDER-JÖRG

Jean-Pierre DORAND, *La ville de Fribourg de 1798 à 1814. Les municipalités sous l'Helvétique et la Médiation, une comparaison avec d'autres Villes-Etats de Suisse*, Freiburg, Academic Press, 2006, 600 S.

Es gibt Perioden, die von der Geschichtsschreibung links liegen gelassen werden, da sie für nebensächlich und wenig bedeutend gelten; oder sie fallen dem Phänomen der Verdrängung anheim, die umso willkommener ist, als sie erlaubt, den Schleier der Vergessenheit über Ereignisse und Entwicklungen zu ziehen, die als unrühmlich und dem eigenen oder kollektiven Selbstverständnis abträglich erscheinen. Hinsichtlich der Helvetik und der

Mediation scheinen sich diese beiden Gründe zu überlagern, so dass hier eine Grauzone entstanden ist, die nicht nur die kantonale, sondern auch die nationale Geschichte betrifft. Es ist das Verdienst der vorliegenden Habilitationsschrift von Jean-Pierre Dorand, der bereits 1996 eine gewichtige Untersuchung über die Verkehrspolitik des Kantons Freiburg von 1803 bis 1971 vorgelegt hat, Licht in Freiburgs Jahre zwischen 1798 und 1814 zu bringen und dabei für einmal nicht den Kanton, sondern die Stadt in den Vordergrund zu stellen. Damit betritt der Autor nicht nur auf kantonaler, sondern auch auf nationaler Ebene Neuland, und vielleicht ist es nicht von ungefähr, dass dies für einmal in der Romandie und nicht in der Deutschschweiz geschieht.

Wie Francis Python, Professor für zeitgenössische Geschichte an der Universität Freiburg, in seinem Vorwort feststellt, ist Dorands Untersuchung durch die ihr zugrunde liegende systematische Quellenforschung und einen komparatistischen Ansatz gekennzeichnet, der es ermöglicht, die Perspektive auf andere Kantone zu erweitern. Dabei erstaunt es nicht weiter, dass für Orte, die ein Freiburg vergleichbares Schicksal erlebten, wie Luzern, Zürich oder Basel, um nur drei zu nennen, aus den eingangs erwähnten Gründen bisher keine vergleichbar eingehenden Studien durchgeführt wurden. Erst wenn eine derartige Kärnerarbeit, die auf den ersten Blick undankbar erscheinen mag, auch für andere schweizerische Städte und Stände geleistet ist, kann man sich an die Aufgabe wagen, eine allgemeine Geschichte der Helvetischen Republik und der Mediationszeit zu verfassen.

Um die Grundlagen für sein eigentliches Thema zu legen, holt der Autor weit aus und gibt im ersten Teil seiner Untersuchung – «Que sait-on des institutions de Fribourg d'avant 1798?» – auf 60 Seiten einen gerafften Überblick über die Geschichte der Stadt und Republik Freiburg in institutioneller Hinsicht von der Stadtgründung bis zum Zusammenbruch des Ancien Régime. Die nächsten 59 Seiten sind den Ereignissen zwischen Januar 1798 und April 1799 gewidmet: «Fribourg et la Révolution». Im helvetischen Einheitsstaat sind die Kantonsstaaten aufgehoben, und die einst souveränen Stadtstaaten werden von einer Verwaltungskammer geführt, der lediglich provisorische und ausgesprochen schwache Stadtgemeinden zur Seite stehen: «C'est donc le règne du vide et de l'éphémère au niveau local, alors qu'en face il y a une République helvétique une et indivisible» (S. 128).

Die nächsten 186 Seiten befassen sich mit «La Municipalité de Fribourg sous l'Helvétique et les débuts de la Médiation (1799–1803)». In diesen Jahren geht es um die Teilung zwischen den ehemals kantonalen und nun nationalen sowie den ehemals kommunalen und nun städtischen Gütern.

Ungenügende und fehlende Gesetze führen zu einem grossen Konfliktpotenzial zwischen der Stadtgemeinde bzw. *Municipalité* und der helvetischen Verwaltungskammer. Der 75 Seiten starke vierte Teil analysiert «*Les Actes de Dotation et leurs suites (1803–1894)*». Dabei erweist es sich, dass die durch die Vermittlungsurkunde Napoleon Bonapartes geschaffene Liquidationskommission der helvetischen Schuld dem Freiburger Gemeinderat eine ungenügende Summe zur Wahrnehmung seiner städtischen Verwaltungsaufgaben zur Verfügung stellt.

Im fünften und letzten Teil, der 165 Seiten umfasst, wird die eigentliche Mediationszeit dargestellt: «*Dix ans de stabilité? (1804–1814)*». Dem Gemeinderat gelingt es, wichtige Reglemente zu schaffen, welche die Sicherheit, die Sozialhilfe, das Wirtschaftsleben und die Schulen betreffen. Der Staat erlegt der Stadt neue Aufgaben auf: Versetzung des Friedhofs, Finanzierung des Lehrstuhls für Zivilrecht, Beleuchtung und Erneuerung der Strassen. Dabei geisselt der Autor in ungewöhnlich scharfen Worten die schrofte, auf die Wahrung eigener Interessen ausgerichtete Politik des Kleinen Rates: «*L'accord édilitaire de 1806 est un véritable traité inégal, voire colonial où la ville tient le rôle des indigènes écrasés de charges sans contreparties ou presque. Il faut chercher là une des sources qui empoisonnent les relations Ville-Etat à Fribourg depuis 1803*» (S. 558). Und kurz darauf: «*L'accord édilitaire de 1806 montre que l'Etat n'hésite pas à imposer à la Ville de Fribourg des accords ressemblant à une paix punique ou à un traité colonial où le Petit Conseil joue à la métropole*» (S. 563).

Der knappe Schlussteil (S. 559–568) nimmt die Fragen wieder auf, mit denen auch jeder der fünf Teile bilanzartig abgeschlossen wird: Sie betreffen den institutionellen Rahmen, die verfügbaren Güter und Finanzmittel, die Überlagerung der Zuständigkeiten von Stadtgemeinde und anderen Gewalten, die Männer, die in der städtischen Kollektivität die Macht ausüben, und das zwischen den verschiedenen Mächten bestehende Konfliktpotenzial. Diese strikt eingehaltene Schematik mag zwar etwas didaktisch erscheinen, hat jedoch den Vorteil, eine Übersichtlichkeit zu schaffen, die durch insgesamt 102 Tabellen weiter erhöht wird. Der allgemeine Charakter der Fragestellung schliesst dennoch nicht aus, bei der Darstellung von Einzelaspekten, wie der mit diskreter Zuvorkommenheit behandelten Teilung zwischen den Gütern der Gemeinde und der Bürgergemeinde (1802), genauer zu differenzieren und Feinanalysen vorzunehmen.

Das Register der Eigennamen, das den bescheidenen Umfang von etwas mehr als zwei Seiten hat, erweist sich leider als völlig ungenügend, um den gewaltigen Stoff, den der Autor zusammengetragen hat, auch nur annähernd zu erschliessen. Abgesehen von fehlenden bzw. fehlerhaften Angaben, erscheinen hier merkwürdigerweise auch Namen von Autor/innen,

die lediglich in der Bibliografie, doch nicht im Text aufgeführt sind, während viele andere im Literaturverzeichnis erwähnte Verfasser/innen auf dieses Privileg verzichten müssen.

Jean-Pierre Dorand untersucht zwar nur sechzehn Jahre der Geschichte der Stadt Freiburg, doch ist diese Zeit mit zahlreichen Ereignissen gespickt: Besetzung der Stadt durch die Franzosen, Zusammenbruch des Ancien Régime, Degradierung der Stadt zu einer einfachen Gemeinde, Bürgerkrieg, Eroberung durch die Föderalisten und Mediation Bonapartes. Hinzu kommen die weichenstellenden Entwicklungen auf institutioneller Ebene. Die Fülle des ausgebreiteten Materials, die klaren Fragestellungen und der vergleichende Einbezug anderer Städte, die vor einer ähnlichen Situation standen, schaffen ausgezeichnete Voraussetzungen für weiterführende Studien. Ohne die vom Autor geleistete Vorarbeit wäre es beispielsweise nicht möglich gewesen, die politische Geschichte Freiburgs in dem anlässlich des 850-Jahr-Jubiläums veröffentlichten Geschichtswerk «Freiburg – eine Stadt im 19. und 20. Jahrhundert» adäquat darzustellen.

HUBERTUS VON GEMMINGEN